

Editorial: Leidenschaft für Kollektive

Jan-Christoph Marschelke

Dieses Buch erscheint im Jahr 2022 aufgrund zweier Ereignisse: dem 80. Geburtstag des Kultur- und Kollektivwissenschaftlers Klaus P. Hansen und dem Erscheinen seines Buchs »Paradigma Kollektiv. Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen« (im Folgenden: »Paradigma Kollektiv«). Das erste Ereignis markiert eine Lebensleistung, verdient zweifelsohne Gratulation, und die richtige Buchgattung, um ihm Rechnung zu tragen, wäre eine Biographie. Das zweite Ereignis ist eine wissenschaftliche Leistung und könnte in einer Rezension oder einem Buchsymposium besprochen werden. Beide Ereignisse kombiniert verweisen auf eine wissenschaftliche Lebensleistung, und eine solche wird gemeinhin in einer Festschrift gewürdigt. Et voilà! Dieses Buch widmet sich daher nicht dem zweiten Ereignis allein, sondern der Begründung des Kollektivparadigmas, die Hansen 2009 mit der Monographie »Kultur, Kollektiv, Nation« in Angriff genommen und mit dem »Paradigma Kollektiv« abgeschlossen hat. Das Ende eines Anfangs also, aber dazu gleich. Zuvor sei noch kurz den Konventionen der Gattung »Festschrift« gefrönt, und für die gilt:

Festschriften enthalten auch persönliche Anmerkungen

2011 traf ich Klaus P. Hansen erstmals auf einer Tagung zum Thema »Interkulturalität und Interdisziplinarität« an der Universität Jena. Auf dieser Tagung stellte ich das Projekt »Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz« (GSiK) der Universität Würzburg vor, dessen Geschäftsführung ich 2009 hatte übernehmen dürfen. In Würzburg bot ich Lehrveranstaltungen zu den Grundlagen Interkultureller Kommunikation sowie zum Verhältnis von Recht und Kultur an. Der erste Lehrinhalt stellte mich vor ein Problem, das ich später einmal die »Schizophrenie der Interkulturellen Kommunikation« genannt

habe: Einerseits wissen viele mit der Grundlegendarstellung des Themas Befasste um die Probleme mit traditionellen, holistischen (National)Kulturbegriffen und sind auf theoretisch-konzeptioneller Ebene sehr bemüht zu versichern, dass sie solche Begriffe ablehnen. Andererseits wimmeln ihre Anwendungsfälle, nämlich problematisch verlaufende, interkulturelle Begegnungen, von – sagen wir es, wie es ist – Nationalstereotypen. Deutsche tun A, Italiener*innen B, und wenn sie zusammenarbeiten, gibt's deshalb Schwierigkeiten. Und letzteres war denn auch das, was ich zu meiner Entgeisterung bei vielen meiner Studierenden hängen bleiben sah. Natürlich fand ich andere Literatur, Dekonstruktionen des Nationen- und Nationalkulturbegriffs. Sehr erhellend und überzeugend, gar keine Frage. Aber eben meist nur dekonstruktiv und die wichtige Frage nicht beantwortend: Warum ist dieses Konstrukt so wirkmächtig? Klaus P. Hansens Einführung »Kultur und Kulturwissenschaft« (damals die dritte Auflage von 2003) und die Monographie »Kultur, Kollektiv, Nation« (2009) waren die ersten mir aus dem engeren Diskurs der Interkulturellen Kommunikation bekannten Bücher, die beide Seiten dieser Problematik adressierten. Und das noch in einer Weise, die mir imponierte: Zum einen rhetorisch elegant, witzig und geistreich, bemüht um eingängige Beispiele und Formulierungen. Offensichtlich nicht so, wie es der stilistische Mainstream von wissenschaftlichen Arbeiten erwartete. Ich war hellauf begeistert, war doch mein heimliches stilistisches Vorbild seinerzeit Bertrand Russells »Philosophie des Abendlandes« gewesen. Zum anderen legte Hansen Wert auf ein Mindestmaß an begrifflicher Präzision und Originalität, etwas, das ich als in Rechtsphilosophie Promovierter in so einigen kultur- und sozialwissenschaftlichen Texten vermisste. Als ob das nicht schon genug wäre, fand ich in Hansens Texten aber noch etwas, das mir in vielen kulturtheoretischen Texten fehlte: eine explizite Auseinandersetzung mit dem Recht, also meinem damaligen zweiten zentralen Lehrinhalt.

Hier ein Tipp für Nachwuchswissenschaftler*innen: Wenn Sie auf einer Konferenz erfolgreich Kontakt mit einer*m leidenschaftlichen und etablierten Wissenschaftler*in knüpfen wollen, lesen Sie einfach gründlich ihre/seine Texte. Das funktioniert viel besser als die geschliffensten Small-Talk-Fähigkeiten. Sie müssen dann nur noch das Glück haben, auf eine ausreichend offene und dünkelfreie Persönlichkeit zu treffen. Das Glück hatte ich. Ich lud Herrn Hansen 2012 zu einem Vortrag nach Würzburg ein – es ging um den Begriff der Nationalkultur, mein erstes Lehrproblem. 2013 veranstalteten wir dann gemeinsam eine Tagung zum Thema »Recht, Kultur, Normativität« – mein zweites Lehrproblem. Das war die Grundlage

der Zusammenarbeit, die seit 2014 mit der Gründung der Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft an der Universität Regensburg auch formell besteht.

Das Paradigma Kollektiv

Auch die Beitragenden dieser Festschrift tun letztlich nichts anderes, als meinen Tipp für Nachwuchswissenschaft*innen beherzigen: Sie setzen sich mit Hansens Arbeiten auseinander. Aus ganz unterschiedlichen thematischen wie disziplinären Perspektiven. Und in der Form häufig etwas freier. Warum, das habe ich ja vorhin angedeutet.

Eine Festschrift zum 80. Geburtstag könnte nun die große Rückschau auf Hansens *gesamtes* wissenschaftliches Lebenswerk anstellen. Die Festschrift müsste dann im vorliegenden Fall bei Hansens literaturwissenschaftlicher Dissertation »Vermittlungsfiktion und Vermittlungsvorgang in den drei großen Erzählungen Herman Melvilles« aus dem Jahre 1972 ansetzen. Diese Arbeit indes – ich gebe es unumwunden zu – habe ich nie gelesen und – aber das ist nur eine Vermutung – auch sonst niemand aus dem Kreis der Beitragenden (bei zweien bin ich mir nicht sicher). Das ist aber gar nicht der entscheidende Grund, warum Hansens Dissertation und sein gesamter literaturwissenschaftlicher Lebensabschnitt in diesem Buch nur eine ganz marginale Rolle¹ spielen werden. Entscheidend ist vielmehr, dass Klaus P. Hansen im Jahre seines 80. Geburtstags weder seine *Mémoires* noch einen Sammelband mit dem Best-Of seiner schönsten Aufsätze der letzten fünf Jahrzehnte veröffentlicht hat. Besagtes Buch »Das Paradigma Kollektiv« ist eine wissenschaftliche Monographie. Sie ist ein zentrales Ergebnis seines wissenschaftlichen Denkens seit der Gründung der Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft an der Universität Regensburg im Jahr 2014. Und sie schaut nicht nach hinten, sondern nach vorne, manifestiert die Bereitschaft, weiterzudenken und dabei vermeintlich Verstandenes erneut zur Disposition zu stellen und gegebenenfalls zu ändern. Wer die Anfänge des Paradigmas Kollektiv – und jetzt meine ich nicht das Buch, sondern den Denkansatz – im Buch »Kultur, Kollektiv, Nation« (2009) mit der dieses Jahr erschienenen Monographie vergleicht, der sieht die Unterschiede, ergo das Weiter-, Um- und

1 Ich zähle eine Erwähnung im Beitrag von Dominic Busch.

Andersdenken. Insofern markiert das »Paradigma Kollektiv« (und jetzt meine ich wieder das Buch) gewissermaßen das Ende vom Anfang: das Ende vom Anfang der Begründung des Paradigmas Kollektiv (dem Denkansatz).

Eine Vorgeschichte – Adieu, alter Kulturbegriff!²

Warum aber denkt ein ausgebildeter Amerikanist und Literaturwissenschaftler so intensiv über Kollektive nach und entwickelt eine derartige Leidenschaft für sie, dass er auch noch beträchtliche Teile seines Privatvermögens in die Förderung ihrer Erforschung investiert? 1995 veröffentlichte Hansen das Einführungsbuch »Kultur und Kulturwissenschaft« in erster Auflage (drei weitere sollten folgen), wohlwollend zur Kenntnis genommen sogar vom Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Diese Einführung war studienpraktischen Bedürfnissen geschuldet. Die Universität Passau hatte einen originellen Studiengang mit einem Namen geschaffen, den seine späteren Absolvent*innen in Vorstellungsgesprächen mit schöner Regelmäßigkeit würden erklären müssen: »Kulturwirtschaft«. Angesichts der ersten Silbe hatte eine Einführung in die Kulturwissenschaft Teil des Curriculums zu sein. Sollte jemals auch nur halbwegs als geklärt gegolten haben, was mit »Kulturwissenschaft(en)« gemeint sein könnte, spätestens mit dem *Cultural Turn* dürfte jegliche Klarheit sich in Luft bzw. Nebel aufgelöst haben. Diesen Nebel für eine Einführungsvorlesung zu durchdringen, war Zwecksetzung des Buches. Bei der Arbeit an, mit und nicht zuletzt auch gegen Kulturbegriffe und -theorien stieß Hansen u.a. auf ein Paradigma, das im Aufsteigen begriffen war – und das auch hin und wieder mit der Selbstbezeichnung als Disziplin liebäugelt: das interkulturelle Paradigma.³ Dieses Paradigma verband in seinen Anfangsjahren eine relative einfache kulturelle Globalisierungs- und Heterogenisierungs- mit einer Problemdiagnose und bediente sich dabei erstaunlich überkommener Kulturbegriffe. In einfachen und überpointierten Worten lässt sich

2 Anspielungen sind geistreicher ohne Nachweis ihrer Herkunft, aber dies ist natürlich, trotz der gewählten freieren Form, eine wissenschaftliche Veröffentlichung. Also: Trouillot 2003.

3 Eine umfassende Kritik dieses Paradigmas legte im »Gründungsjahr« des Kollektivparadigmas (2009) Hansens Doktorandin Helene Tenzer (geb. Haas) vor und zwar im zweiten Band der frisch aufgelegten Schriftenreihe *Kultur und Kollektiv*. Der erste Band dieser Reihe ist »Kultur, Kollektiv, Nation«, das aktuellste, nämlich vierzehnte Mitglied halten sie in Ihren Händen.

diese Doppeldiagnose wie folgt fassen: Kultur meint Nationalkultur, und weil infolge der Globalisierung in ungekanntem Maße ›Angehörige‹ und Elemente⁴ unterschiedlicher Nationalkulturen migrierten, käme es in ungekanntem Maße zu inter(national)kulturellen Begegnungen, was wiederum infolge inter(national)kultureller Unterschiede in ungekanntem Maße zu inter(national)kulturellen Konflikten führen würde.

Dieses Revival des traditionellen Kulturbegriff samt seiner problematischen Prämissen und Schlussfolgerungen erfüllte Hansen (und freilich nicht nur ihn) mit Unbehagen. Die Konstruiertheit und Modernität nationaler Imaginationen war ihm ebenso selbstverständlich wie die Diagnose, dass so etwas wie homogene Nationalkulturen nirgends existieren oder existiert haben. Allerdings war ihm die dekonstruierende Kritik an Nationen und Nationalkulturbegriffen bisweilen auch ein wenig zu dekonstruktiv. Denn dass das Nationale äußerste wirkmächtig war und – bei allen konjunkturellen Schwankungen nach unten, gerade zum Ende der 1980er Jahre – blieb, schien ihm auch offensichtlich. Das ist es leider heute umso mehr. Zudem zeigte gerade die von Hansen rezipierte Literatur zum Nationalismus nachdrücklich, dass die Entwicklung der Nationalstaaten mit einer Fülle von – häufig brutalen – Homogenisierungsmaßnahmen einherging, die gewiss nicht ohne Auswirkungen blieben. Kurz: Traditionelle Kulturbegriffe übertrieben es mit der Homogenität von Ethnien und Nationen, die dekonstruktivistischsten Kritiken indes übersahen über ihren Heterogenitätsdiagnosen bisweilen die politisch durchgesetzten Homogenisierungen. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Homogenität und Heterogenität – später dann auf jegliche Art von Kollektivität übertragen – wurde konstitutiv für den Kollektivansatz.⁵

Eines der Kernprobleme bestand für Hansen also darin, dass man Kulturbegriffe allzu selbstverständlich auf Ethnien und insbesondere Nationen bezog. Man setzte diese als Kulturträger voraus. Dieser methodologische Nationalismus war aber nicht nur wegen der wenig überzeugenden Konzeptionen von Ethnizität und Nationalität problematisch. Allerspätestens seit dem Cultural Turn war doch wissenschaftlich allgemein anerkannt, dass es noch

4 Diese Ambivalenz im Kulturbegriff – dass er mal Menschen umfasst, mal Inhalte oder in verunklarender Weise beides zugleich –, ist ein zentraler Grund für seine Tendenz zur Essentialisierung, Homogenisierung und Reifikation, wie der Beitrag von Stefanie Rathje hervorhebt.

5 Am pointiertesten findet sich das in Hansen/Marschelke 2019.

viel mehr Kulturträger gebe: Organisationen (Stichwort »Organisationskulturen«), Milieus, Szenen und – schon deutlich länger, nämlich in der Tradition des symbolischen Interaktionismus – Kleingruppen. Für Kulturbegriffe und -theorien schloss Hansen daher, man müsse sich in viel differenzierterer Weise mit den Kulturträgern beschäftigen. Erst wer die Kulturträger mitdächte, würde auch zu überzeugenden Kulturbegriffen und -theorien gelangen. Den kleinsten gemeinsamen Nenner dieser äußerst unterschiedlichen Phänomene (von der Nation bis zur Kleingruppe) sah Hansen darin, dass es in einem weiten Sinne alles Kollektive seien. »Kollektiv« wurde so für ihn zum Synonym für Kulturträger.

Bereits in der dritten Auflage von »Kultur und Kulturwissenschaft« (2003) tauchen daher Kollektivbegriffe an vielen Stellen auf. Doch einen ernsthaften Anlauf zu einer umfassenden systematischen Ausrichtung seines kulturwissenschaftlichen Denkens auf Kollektivbegriffe unternahm Hansen erst 2009 mit dem Band »Kultur, Kollektiv, Nation«. In diesem Sinn darf das Buch als Beginn des Hansenschen Kollektivparadigmas verstanden werden. Infolgedessen konzipierte er dann auch seine Einführung »Kultur und Kulturwissenschaft« für die vierte Auflage (2011) deutlich um.

Bevor ich auf das Buch zu sprechen komme, das die Anfangsphase des Paradigmas beschließt, sei noch ein Hinweis angebracht. Viele oder zumindest einige der vielen Kollektive und kollektiven Dynamiken, die Hansen unter seinen weiten Begriff fasst, sind natürlich Gegenstand diverser weiterer Disziplinen: v.a. der Soziologie aber auch der Ethnologien, der Betriebswirtschaft (Organisationen), der Sozialpsychologie, Philosophie (z.B. kollektive Intentionalität) etc. Die Originalität des Hansenschen Vokabular liegt dabei – neben der Art und Weise, wie es den Leser*innen serviert wird – in zweierlei: Zum einen darin, dass er Kollektivität ausgehend von der Kritik an Kulturbegriffen her denkt. Zum anderen darin, dass er viele Beiträge der anderen Disziplinen zu den verschiedenen Arten und Formen von Kollektivität zwar rezipiert (mal explizit, sehr gerne und noch häufiger indes implizit), aber mithilfe eigener Begriffsbildungen versucht, eine übergreifende Perspektive zu entwickeln. Sie soll sowohl die Heterogenität der empirischen Kollektivität ordnen helfen als auch die Heterogenität der multidisziplinären wissenschaftlichen Ansätze.

Das Ende des Anfangs – die Anatomie des Kollektivs

Auf welchem Stand also befindet sich dieses Projekt? Liest man das »Paradigma Kollektiv« vor dem Hintergrund der eben skizzierten Vorgeschichte, könnte man sagen, dass es sich emanzipiert hat. »Kultur, Kollektiv, Nation« war noch stark von dem Bestreben geprägt, einflussreichen Ansätzen aus dem Bereich der Interkulturellen Kommunikation kritisch den Spiegel vorzuhalten. Weg mit dem alten Kulturbegriff, und Interkollektivität statt Interkulturalität. Das »Paradigma Kollektiv« indes interessiert sich nur noch am Rande für den kritischen Impetus seiner gedanklichen Gründungsbewegung. Dieser Impetus ist programmatischer Rahmen geworden, aber er füllt keine Kapitel mehr. Es geht nicht mehr um die Dekonstruktion des Kulturbegriffs, sondern um die Konstruktion der »Anatomie des Kollektivs«⁶.

Das heißt aber nicht, dass der Kulturbegriff nicht der Ausgangspunkt bliebe – das macht die Einleitung zum »Paradigma Kollektiv« deutlich. Hansen sieht ihn als untrennbar verbunden sowohl mit den Einsichten des Konstruktivismus' (die menschliche Welt ist eine zu wesentlichen Teilen *kultivierte*, selbst geschaffene) als auch mit Kollektivität: Es sind weder alle Menschen noch einzelne, die eine dauerhafte Kultivierungsleistung erbringen, sie ist ein kollektives Werk. Genauer gesagt muss hier überall der Plural stehen: es geht um unzählige Kultivierungsleistungen, um Werke vieler Kollektive, es geht um menschliche Welten. Kollektive sind die Kulturträger. Und zwar v.a. die unzähligen, heterogenen, auf unterschiedlichste Weise miteinander verbundenen (oder auch unverbundenen) kleineren Kollektive, in denen das tägliche Leben brodelt – nicht die abstrakten »Megakollektive«, die man so schön »Gesellschaft« nennt. Gesellschaftsbegriffe, so der Anspruch, braucht der Kollektivansatz nicht.

Was aber macht Kollektive aus? Wie sollte man sich ihnen überhaupt wissenschaftlich nähern? Dazu sagt Hansen im »Paradigma Kollektiv« zweierlei: Erstens benötigen wir für Aussagen über Kollektive Pauschalurteile. Die haben zwar keinen guten Ruf, weil sie (individuelle) Unterschiedlichkeit nivellieren. Aber sie sind ebenso unverzichtbares Instrument praktischer Gestaltung von Sozialität (man denke an die Kategorisierung von politischen Wähler*innen- oder zu versichernden Risikogruppen) wie wissenschaftlicher Erkenntnis (man denke an quantitative Sozialforschung). Zweitens hatte Hansen in einem Beitrag zum ersten Heft der 2015 neu begründeten *Zeitschrift*

6 Hansen 2022, 127.

für *Kultur- und Kollektivwissenschaft* (ZKKW) formuliert, es gehe dem Kollektivparadigma darum, eine Heuristik für die empirische Forschung zu entwickeln.⁷ Ein Kollektivvokabular also, das anleitet, ohne aber den Forscher*innenblick allzu sehr zu verengen und die Empirie in ein Korsett zu zwingen – wie man das etwa der Systemtheorie gerne vorwirft. Die Dynamiken des Entstehens von Kollektiven, ihrer Reproduktion, Veränderung und ihres Vergehens nennt Hansen »kollektive Virulenz«. Diese Dynamiken sind empirisch zu erforschen. Die kollektivwissenschaftliche Heuristik versucht, Bedingungen der Möglichkeit solcher Virulenz zu identifizieren, zu benennen und Hypothesen über ihr Zusammenspiel aufzustellen. Diese Bedingungen nennt Hansen »Virulenz-Bedingungen« oder »Kollektivkomponenten«.

Kollektivkomponenten gibt es viele, aber manche sind zentraler als andere. Das mit Abstand längste *erste Kapitel* des »Paradigma Kollektiv« widmet sich fünf Kollektivkomponenten, die Hansen als besonders entscheidend ausgemacht hat: Gemeinsamkeiten, Kontakt, Hülle, Individualbezug und Kultur. *Gemeinsamkeiten* sind dabei die einzige notwendige Bedingung für Kollektivität. Indes eine bloße Gemeinsamkeit konstituiert nicht mehr als ein abstraktes und »lebloses« Kollektiv: kategorische Abstraktionskollektive wie Rothaarige oder Kaffee*trinkerinnen. Erst wenn Menschen in Bezug auf eine Gemeinsamkeit in *Kontakt* treten, kommt Leben auf. Je kontinuierlicher und intensiver der Kontakt, desto wahrscheinlicher, dass es zur Selbstregulierung des Kollektivs kommt: Eine *Hülle* entsteht. Und es entwickeln sich im Kollektiv praktizierte Verhaltensmuster, sogenannte Standardisierungen, die die *Kultur* des Kollektivs ausmachen. Wie aber empfinden die Einzelnen ihre Kollektivmitgliedschaft? Das ist eine Frage des *Individualbezugs*, der von begeisterter Identifikation bis zu totaler Ablehnung reichen kann. Und klar, je nachdem wie die Konstellation der diversen Individualbezüge ausfällt, unterscheidet sich auch die kollektive Virulenz.

Nun gehört es zum Standardkritikprogramm an wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit Kollektivität, dass zwei Dinge allzu gerne übersehen werden: Erstens die interne Instabilität und Heterogenität von Kollektiven und zweitens ihre Offenheit, also die vielfältigen Verbindungen, die Kollektive mit anderen Kollektiven aufweisen. Beide Thematiken adressiert Hansen im »Paradigma Kollektiv« ausführlich. Die *Offen- und Verbundenheit* wird v.a. durch zwei Begrifflichkeiten zum Ausdruck gebracht: Multikollektivität und

7 Hansen 2015, 95.

pankolllektive Formationen. *Multikollektivität*, also die kollektive Mehrfachzugehörigkeit aller Menschen, ist für den Kollektivansatz so zentral, dass sie bereits im ersten Kapitel thematisiert wird. Aus ihr folgt, dass Menschen Kollektive verbinden und ihre Kollektiverfahrungen zumindest latent über die verschiedenen Kollektive, denen sie angehören, verteilen. Das *zweite Kapitel* widmet sich dann den *pankolllektiven Formationen*. Standardisierungen (also kulturelle Elemente) wie etwa das Händeschütteln, das Sprechen einer bestimmten Sprache oder der Konsum bestimmter Güter (z.B. Fernsehserien) sind eben nicht auf bestimmte Sozialkollektive oder Ethnien/Nationen beschränkt, sondern überschreiten diese. Zugleich können sie selbst als Abstraktionskollektiv beschrieben werden.

Auch das Thema der *Instabilität und Heterogenität* von Kollektiven zieht sich durch das gesamte Buch. Es ist nicht zuletzt, ebenso wie die Offenheit und Verbundenheit, eine Konsequenz der Multikollektivität. Betrachtet man die Entstehung eines konkreten Sozialkollektivs (z.B. die Neugründung eines Tennisvereins), wird man konstatieren müssen, dass alle Mitglieder ihre diversen weiteren Kollektivzugehörigkeiten bereits mitbringen. Sie sind *präkollektiv* bereits vorhanden. Und es kann sein, dass die Mitglieder sie nicht nur (latent) mit-, sondern auch (aktiv) einbringen, seien es konstruktive Vorerfahrungen (z.B. wie sich etwas organisieren lässt), seien es destruktive Dünkel, die Abneigungen gegen bestimmte andere Mitglieder nähren. Latent ist daher jedes noch so kleine Kollektiv segmentiert (und fragmentiert), es können sich jederzeit Subkollektive bilden. Diese können sowohl konstruktiv wirken (Arbeitsteilung) als auch destruktiv (Spaltung, Auflösung). Solche Dynamiken beschreibt Hansen bereits zu Hauf im ersten Kapitel. Das *dritte Kapitel* indes widmet sich dann schwerpunktmäßig dem *Segmentierungsphänomen*.

Segmentierung ist aber keinesfalls nur die mal glücklich, mal unglücklich verlaufende Manifestation von latenten kollektivinternen Grenzlinien. Gerade bei bestimmten größeren Kollektiven kann Segmentierung Teil des Bauplans sein: Die Mitglieder von Verbänden sind Kollektive (z.B. der Deutsche Gewerkschaftsbund), und Organisationen (z.B. Unternehmen, Behörden) bestehen aus verschiedenen Abteilungen, die arbeitsteilig zusammenwirken. Zumindest sollen sie das, ob sie es tun, ist eine andere Frage. Hansen spricht von »systemischer Heterogenität«, aber auch hier kann die kollektive Virulenz jederzeit zu subkollektivem Eigenleben und Spannungen führen, die das System herausfordern. Kollektive, die andere Kollektive umfassen, nennt Hansen *Kollektive zweiten Grads*, darauf, dass sie viele Kollektive umfassen, verweist der

Begriff *Polykollektivität*. Der Extremfall von Polykollektivität – nämlich »schier unendliche Heterogenität«⁸ – zeichnet Großgebilde wie Nationalstaaten aus, die Hansen unter den Begriff des *Dachkollektivs* subsumiert. Die berstende Vielfalt der Kollektive bildet hier das eine Kollektivsegment. Es wird notdürftig von einem weiteren, dem Verwaltungssegment, zusammengehalten. Mit Normen und Werten, mit Zwang und Regulierungsangeboten versuchen die Verwaltenden, ein gewisses Mindestmaß an Ordnung herzustellen – mit wechselndem Erfolg.

Wie oben bereits angedeutet: Ein Leitmotiv des Kollektivansatzes, das im dritten Kapitel unentwegt und in Bezug auf unterschiedliche Konstellationen thematisiert wird, ist das Verhältnis von Heterogenität und Homogenität. Beide sind immer da, aufeinander bezogen, eine Auflösung in die eine oder andere Richtung ist nicht möglich. Das bringt dann insbesondere der Titelbegriff des *vierten Kapitels* zum Ausdruck, die *Kohäsion*. Kohäsion meint die Verklammerung von Unterschiedlichem, was auf unterschiedlichen Ebenen auf unterschiedliche Weise bewerkstelligt werden kann. Immer instabil, immer kontingent. Aber immer auch möglich. Mit einer typisch Hansenschen Begriffsschöpfung gesagt: Es existieren immer *Homogenitätsstege*, Brücken der Gemeinsamkeit, die begangen werden könn(t)en.

Es sind gerade mal 170 Seiten, auf denen Hansen dieses Kollektivparadigma entwirft. Ein knappes Plädoyer dafür, die soziale Wirklichkeit als kleinteiliges, kollektives Gebrodel zu betrachten, in dem sich neben radikaler Pluralität ebenso viele Gemeinsamkeiten finden, auf Grund derer wiederum immer wieder Versuche unternommen werden, etwas Ordnung zu schaffen. Und eine originelle Skizze, mithilfe welcher Überlegungen und Begrifflichkeiten man dieses spannende wie spannungsvolle Gebrodel erforschen könnte.

Leidenschaft für Kollektive – Überblick über die Beiträge

Dieses Kollektivparadigma also ist Gegenstand dieser Festschrift. Sie besteht aus fünf Teilen. Der *erste Teil* dient als Einführung in bzw. Überblick über den Kollektivansatz. Der *zweite Teil* hat Implikationen eines zentralen und wohl am besten rezipierten Begriffs des Paradigmas zum Thema: Multikollektivität, also die Mehrfachzugehörigkeit Einzelner zu verschiedenen Kollektiven.

8 Hansen 2009, 116.

Der *dritte Teil* widmet sich der Frage, welche Rolle Nationalstaats- und Gesellschaftskonzeptionen in Hansens Theorie spielen. Dazu gehört auch die Frage, wie nationalstaatliche Grenzen überschreitende Kollektivität gedacht werden kann. Der *vierte Teil* versammelt drei Beiträge, die ganz unterschiedliche Aspekte des Kollektivparadigmas aufgreifen, sie rezipieren und Ergänzungsvorschläge formulieren: Interpersonalität als Fundament für Kollektivität, Didaktik bzw. kulturelles Lernen sowie soziologische Rollentheorie. Der *fünfte Teil* schließlich wartet mit zwei Ansätzen auf, die Kollektivität überschreiten: Kosmopolitismus und radikale Individualität.

Den Auftakt zum Einführungsteil macht *Stefanie Rathje*, die offen für den Kollektivansatz wirbt. Nicht nur aus biographischen Gründen – Hansens Vokabular habe ihr einen »Heureka-Moment« für ihre Dissertation beschert. Sondern weil sie den Kollektivansatz drei zentrale Leistungen für kultur- und sozialwissenschaftliches Denken vollbringen sieht: erstens die klare Trennung zwischen Kultur (Verhaltensmuster bzw. »Standardisierungen) und Kulturträger (Kollektiven), deren sonst häufige (meist implizite) Gleichsetzung latent zur Essentialisierung neige; zweitens die Zentralität der Multikollektivität (kollektive Mehrfachangehörigkeit von Individuen), die sowohl kulturelle Dynamik erkläre als auch In- und Outgroup-Effekte anschaulich mache; und drittens die dekonstruktivistisch informierte, konstruktive Konzeption von Nationalstaaten als »leere«, also nicht soziale »Dachkollektive«. Um plausibel zu machen, wie das Hansensche Vokabular diese Leistungen erbringt, führt Rathje in seine zentralen Begriffe ein: Abstraktionskollektiv, Sozialkollektiv, Dachkollektiv sowie Multikollektivität und Virulenz. Last but not least macht die Autorin auch Vorschläge für eine Weiterentwicklung des Kollektivansatzes, wobei sie insbesondere den Austausch mit der Netzwerktheorie empfiehlt.

Wer einen vertieften Ein- und Überblick in und über die Begriffe des Kollektivvokabulars auf neuestem Stand erhalten möchte, konsultiere den zweiten Beitrag von *Jan-Christoph Marschelke* (also mir). Eigentlich kein Beitrag im klassischen Sinne, sondern ein Glossar. Es definiert 28 Begriffe von »Abstraktionskollektiv« bis »Wir-Gefühl«, immer unter Verwendung von (Quer)Verweisen, damit die Zusammenhänge deutlich werden. Es kann sowohl als Einführung gelesen als auch als Nachschlagewerk gebraucht werden.

Um einen der zentralsten Begriffe des Paradigmas geht es im *zweiten Teil*, nämlich um die Multikollektivität. Den Anfang macht *Jürgen Bolten*, dessen Beitrag gewissermaßen einen Übergang von Teil eins zu zwei darstellt. Denn er bindet seine Überlegungen zur Multikollektivität in ganz grundlegende

Fragen ein: Ist Hansens Kulturtheorie eigentlich eine dynamische Prozess- oder eher statische Strukturtheorie? Bolten gelangt zu dem Ergebnis, dass ersteres der Fall sei, und das im »Paradigma Kollektiv« noch pointierter als in früheren Schriften. Gerade die Multikollektivität stelle insoweit den Schlüssel zum Verständnis dieser Einordnung dar, weil sie auf die Multirelationalität aller Menschen, Kollektive und Kulturen und ihre nahezu undurchdringliche, wechselseitige Verquickung und Beeinflussung verweise. Drei Anregungen macht Bolten in seinem Essay: Erstens deutet er an, wie Interkulturalität mit Multikollektivität im Hintergrund zu denken sei; zweitens liest er den Hansenschen Kollektivansatz – wie schon von Rathje angeregt – durch die netzwerktheoretische Brille; drittens schließlich platziert er ein vorsichtiges Monitum, dass Hansen bei aller Betonung der multirelationalen Dynamik strukturelle Verfestigungen nicht ganz vergessen solle. Nichtsdestotrotz hebt er hervor, dass Hansens Beschreibungen der Verbindungen aller mit allen, die vorhanden seien, aber gesehen und gelebt werden müssten, selten so aktuell gewesen seien wie derzeit.

Jörg Scheffer serviert uns im Anschluss ein »Bourdieu meets Hansen« mit einer ebenso einfachen wie anregenden These: Bourdieu werde dafür kritisiert, sein Ansatz sei zu starr, um die hyperindividualistische Multioptionsgesellschaft zu analysieren, weil er noch zu sehr dem Marxschen Klassenbegriff verhaftet sei. Kapitalausstattung bedeutet soziale Lage bedeutet Habitus bedeutet praktische Reproduktion der sozialen Ordnung. Hansen auf der anderen Seite verfüge zwar über ein flexibles und differenziertes Vokabular. Auch erwähne er sehr wohl die feinen Unterschiede der kollektiven Distinktion, verzichte aber großzügig auf systematische (und womöglich kapitalbezogene) Erklärungsversuche für deren Ent- und Bestehen. Scheffers Vorschlag lautet daher: Man flexibilisiere das Bourdieusche Vokabular mithilfe des Kollektivansatzes und insbesondere des Multikollektivitätsbegriffs, der spielend leicht die vielen Kombinationen von sozialen Lagen, Zugehörigkeiten und Präferenzen zu verbinden vermöge. Und man vertiefe das Hansensche Verständnis für Kollektivgenese und Distinktion mithilfe Bourdieuscher Erklärungsmechanismen und ihres Rekurses auf kapitalbedingte soziale Ungleichheit.

Dominik Busch geht in seinem Essay Hansens Auffassung von Individualität nach, die auf der Multikollektivität beruht. Individualität lasse sich, so Hansen, kollektivwissenschaftlich dadurch erklären, dass man sich einzelne Menschen als Reagenzgläser vorstelle, in denen sich jeweils einzigartige Kombinationen von Kollektivzugehörigkeiten auf Grundlage jeweils einzigartiger

Identifikationsprozesse mit diesen diversen Zugehörigkeiten mischten.⁹ Diese Idee samt ihres normativen Impetus' nimmt Busch zum Anlass, um nach der Bedeutung von Ethik für die Forschung insbesondere zur Interkulturellen Kommunikation zu fragen, die er selbst vertritt und die für die Genese von Hansens Kollektivansatz von großer Bedeutung gewesen ist (s.o.). Welche Rolle, so fragt der Autor, spielt Menschlichkeit? Seine Diagnose lautet, dass sich durchaus entsprechende Reflexionen finden ließen. Und er verweist auf Parallelen zwischen avancierten Interkulturalitätstheorien wie der von Adrian Holliday und Hansens Ansatz, die beide die Pluralität, Vielschichtigkeit und Alltäglichkeit von Gemeinsamkeiten betonten. Dennoch stellt Busch die Frage in den Raum, ob ein Kernproblem interkulturellen Forschens (auch noch bei Holliday) nicht in der Arbeit mit *Critical Incidents* bestehe. In kleinen, szenisch-situativen Geschichten würden hier Menschen auf eine Art und Weise »erzählt«, die ihnen – mit einem Begriff, den Busch der Literaturwissenschaft entnimmt – »flache Charaktere« zuschrieben. Solch stereotype Flachheit durch eine viel menschlichere, komplexe Rundheit zu ersetzen, müsse eigentlich Ziel von Forschung sein, das man mit dem multikollektiven Individualitätsverständnis womöglich schon zu einem guten Stück erreiche.

Der *dritte Teil* hat Hansens Auseinandersetzung mit Nationalstaatlichkeit und darüber hinaus gehender Kollektivität zum Gegenstand. Er beginnt mit einem Beitrag, der auch den zweiten Teil hätte beschließen können: *Hermann H. Wetzel* nutzt nämlich sowohl die Multikollektivität der Individuen als auch eine kritische Perspektive auf das Thema »Nationen und Nationalkulturen«, um den Hansenschen Ansatz in den Diskussionen um den Cultural Turn in den Geisteswissenschaften zu platzieren. Dabei kritisiert er die Einführung von Landeskunde(n) als neuen Studieninhalt: nicht nur wegen dessen geradezu notgedrungener Oberflächlichkeit, sondern auch wegen des methodologischen Nationalismus', den dieser inhaltliche Rahmen in ähnlicher Weise manifestiert wie manche Spielarten der Interkulturellen Kommunikation. Landeskunde mache nur Sinn, wenn man sie aus einer übernationalen Perspektive betreibe, die den Studierenden die vielfachen, grenzüberschreitenden Verflechtungen aufzeige, die kulturelle Formationen wie Sprache oder kollektive Erinnerungen allesamt aufwiesen, und sie für die stets ebenfalls grenzüberschreitend operierende Multikollektivität aller personalen Identitäten sensibilisiere, für deren Konstitution Nationalität nur ein Faktor von vielen sei.

9 Hansen 2003, 182.

Jan-Christoph Marschelke widmet sich im Anschluss der Hansenschen Konzeption des Dachkollektivs. Er diskutiert den Begriff vor dem Hintergrund eines doppelten Anspruchs, den Hansen erhebt: Sowohl eine plausible begriffliche Form für den Nationalstaat zu liefern, die frei ist von methodologischem Nationalismus, als auch den Gesellschaftsbegriff obsolet zu machen. Marschelke arbeitet die Vorzüge des Dachkollektivs heraus, weist aber auch auf Probleme hin: Um die kollektivwissenschaftliche Programmatik zu erfüllen, müsse Hansen das Dachkollektiv – genauer: gerade dessen regierende bzw. verwaltende Seite (z.B. den Staat) – noch radikaler und systematischer in Kollektiven und Kollektivkomponenten denken. Darüber, ob man den Dachkollektivbegriff dann überhaupt noch benötige, ließe sich indes trefflich streiten.

Anders *Christian Thies*, der den Gesellschaftsbegriff für notwendig hält. Aber welchen Gesellschaftsbegriff? Aus philosophischer Perspektive schlägt Thies folgende fünf Merkmale vor: Gesellschaft sei die große (1), informelle (2), soziale (3) Ordnung (4), die uns prägt (5). Dabei nutzt Thies die ersten beiden Merkmale, um die Gesellschaft von anderen Formen sozialer Ordnung zu unterscheiden. Auch informell, aber klein sei die Gruppe, auch klein, aber formell die Gemeinschaft, auch formell, aber groß der Staat. Die beiden großen sozialen Ordnungen (informell: Gesellschaft; formell: Staat) formen Thies zufolge eine dialektische Einheit. In dieser Dialektik sieht er durchaus Parallelen zu Hansens Dachkollektivkonzept mit seinen zwei Segmenten: Verwaltung (Staat und Normen) und Verwaltete (Sinnbausteine). Indes, so Thies, müsse man den Unterschied zwischen formell und informell stärker pointieren als Hansen, wolle man den heuristischen Wert eines Gesellschaftsbegriff als informelle Ordnung wirklich ausschöpfen.

Über nationalstaatlich verfasste Gesellschaften oder Dachkollektive hinaus geht der Beitrag von *Siegfried Gehrman*n. Er verwendet die Hansenschen Kollektivkomponenten aus dem »Paradigma Kollektiv«, um ein diffuses, aber einflussreiches transnationales Kollektiv zu beschreiben: das der *Global English* Sprechenden. Gemeint sind auf der einen Seite diejenigen, die die Anglophonisierung bewusst vorantreiben und dadurch (Sach)Zwänge für andere schaffen, sich ebenfalls des Englischen zu bedienen haben (z.B. im Wissenschaftsbetrieb). So werden letztere zu denjenigen Mitgliedern des Kollektivs auf der anderen Seite, die die Ausbreitung von *Global English* durch seine Nutzung befördern und dadurch – und sei es ungewollt – Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit jenseits der Beherrschung von Englisch als Fremdsprache zurückdrängen.

Die Beiträge des *vierten Teils* zeichnen sich dadurch aus, dass sie ganz andere Aspekte der Kollektivansatzes im Blick haben als die der ersten drei Teile. Den Auftakt macht *Georg Trautnitz*. Er betrachtet Hansens Kollektivansatz aus der Perspektive einer post-Fichteschen Interpersonalitätstheorie und entwickelt eine Komplementaritätsthese: Hansen setze die Existenz von Individuen und ihre Fähigkeit, sich zu kollektivieren, bereits voraus. Auf diesem Fundament baue sein differenziertes und zu vielen möglichen empirischen Studien inspirierendes Vokabular auf. Die Interpersonalitätstheorie indes thematisiere genau dieses Fundament, indem sie zeige, dass es Individuen nicht ohne Anerkennung für und durch Andere geben könne. Sie verweise damit aber auf weitergehende kollektive Dynamiken, deren Beschreibung und Erklärung über ihren Horizont hinausgehe. Und da komme der Kollektivansatz ins Spiel.

Mark-Oliver Carl hingegen liest den Kollektivansatz durch die didaktische, genauer gesagt, lerntheoretische Brille. Zu jeder Kulturtheorie gehört auch eine Antwort auf die Frage nach der Tradierung: Wie werden kulturelle Elemente eigentlich weitergegeben bzw. erlernt? Aus Hansens Texten liest Carl drei Lerntheorien heraus: das behavioristische Konditionierungsmodell, das aber nur ganz marginal vorkomme; deutlich häufiger indes: das traditionelle Übermittlungsmodell sowie das kognitive Modell der Entwicklung kultureller Schemata. Auf der einen Seite spiele das erste Modell – die Weitergabe durch Lehrende oder bloße Imitation – in Hansens Texten immer wieder eine Rolle. Eine solche Lerntheorie werde allerdings dafür kritisiert, dass sie die komplexen und modifizierenden Eigenleistungen der Lernenden untergewichte. Auf der anderen Seite manifestierten Hansens Texte gerade beim Thema »Stereotype« eine Vorstellung kulturellen Lernens, die anschlussfähig sei für avanciertere, schemabasierte Lerntheorien. Carl hält eine Kombination beider für sinnvoll und schlägt daher den Dialog zwischen Kollektivwissenschaftler*innen und Didaktiker*innen vor. Es gelte auszutarieren, welche Rolle beim Lernen z.B. die Vermittlungsleistung der Vertreter*innen von tradierenden Kollektiven (z.B. Erziehungsberechtigte, Lehrer*innen, Peer-Groups) einerseits und die konstruktiven Eigenleistungen der Lernendenkollektive andererseits spielten. Besonders vielversprechend als gemeinsame Fragestellung sei zu untersuchen, welchen Einfluss Lernprozesse auf die Auseinandersetzung mit bestehenden oder die Auswahl neuer Kollektivzugehörigkeiten ausübten.

Der Beitrag von *Oliver Nakoinz* und *Anna-Theres Andersen* ist insofern kurios, als er dem Kollektivparadigma die Rezeption der soziologischen Rollentheorie empfiehlt – und zwar aus archäologischer Perspektive. Dazu zeigt das Duo zunächst auf, wie fruchtbar eine kollektivwissenschaftliche

Heuristik gerade für Archäologie ist. Denn anders als etwa klassische Kulturbegriffe mit ihrem ethnonationalen Bias, die lange die Interpretationen archäologischer Funde (fehl)leiteten, eigene sich das reduzierte und formellere Vokabular des Kollektivparadigmas besser dazu, Kategorisierungen von Fundstücken ohne vorschnelle Zuordnungen vorzunehmen. Wichtig aus der Sicht der Archäologie ist insoweit insbesondere auch der kollektivwissenschaftliche Kultur- bzw. Standardisierungsbegriff. Hansens frühere Überlegungen zu Standardisierungen (Gemeinsamkeiten wie Denk-, Fühl-, Kommunikations- und Handlungsmuster) werden im »Paradigma Kollektiv« um eine Typologie der Standardisierungsbeziehungen ergänzt (Primär-, Sekundär-, Affinitäts- und Kontingenzstandardisierungen). Diese vermögen, archäologische Hypothesen, ob Standardisierungen bloß korrelieren oder mehr oder weniger wahrscheinlich kausal miteinander verbunden sind, sinnvoll abzubilden. Diesen Ansatz nun um die Rollentheorie zu ergänzen, sei gleich in doppelter Hinsicht vielversprechend: Nicht nur erweitere diese das heuristische Repertoire der Archäologie, sie ergänze auch das Kollektivvokabular, an das sie nahtlos anzuschließen vermöge.

Der *fünfte und letzte Teil* thematisiert schließlich zwei Denkrichtungen, die den Kollektivansatz auf den ersten Blick zu überschreiten scheinen: Kosmopolitismus und radikaler Individualismus. Jenen behandelt *Soraya Nour Sckell*, genauer, den sogenannten kritischen Kosmopolitismus. Dieser ist bestrebt, die normativen philosophischen Argumente des Kosmopolitismus-Diskurses, die bisweilen als allzu idealistisch kritisiert werden, mit deskriptiven sozialwissenschaftlichen Befunden zu den Möglichkeiten und Schwierigkeiten von Grenzüberschreitungen zu verbinden. Sckell arbeitet fünf Dimensionen dieses kritischen Kosmopolitismus' heraus: die Bildung weltoffener personaler Identitäten, eine kosmopolitische Perspektive auch in lokalen demokratischen Prozessen, die Demokratisierung von transnationalen Beziehungen, die Entwicklung eines Weltrechts (insbesondere einer deterritorialiserten Staatsbürgerschaft) und Kosmozentrismus. Insbesondere im Hinblick auf die erste Dimension, so Sckells Befund, sei das Kollektivparadigma anschlussfähig: denn der Begriff der Multikollektivität sei inhärent grenzüberschreitend konzipiert. Und es fänden sich auch – hier besteht eine gewisse Paralleltät zum Beitrag von Busch – normative Hinweise in Hansens Texten, dass eine offene und verschiedene Kollektivzugehörigkeiten integrierende personale Identität erstrebenswert sei.

Den Band beschließt der höchst originelle Beitrag von *Ralf Junkerjürgen*. Er schlüpft in die Rolle einer berühmten literarischen Figur, nämlich Edmond

Dantès, besser bekannt als der Graf von Monte-Christo, und lässt ihn einen Brief an Hansen schreiben. Dantès Glück (unverhoffter und unermesslicher Reichtum) im Unglück (Verrat, Gefängnisstrafe und Ostrazismus) bringen ihn dazu, allen Kollektiven zu entfliehen und zum Individualisten par excellence zu werden, der ungebunden, mit vielen Namen und mächtig unzähliger Sprachen jeglicher Vorstellung kollektiven Zugriffs zu spotten scheint. En passant – und auf Grundlage eigener Erfahrung – erinnert er Hansen insbesondere an dreierlei: an die bei diesem kaum beleuchtete Rolle von Religion(en), die Macht des Geldes (angeklungen bereits bei im Beitrag von Scheffer) und die Frage, wie solch radikale Individualität eigentlich qua Kollektivtheorie erklärbar wäre. Letzteres wohl nur durch Multikollektivität und die oben bereits angesprochene Reagenzglasmetapher. Indes gibt Dantès aka Junkerjürgen zu: statistisch repräsentativ dürfte die Individualität seiner Grafschaft wohl nicht sein und damit auch kein allzu gravierender Einwand gegen das Denken in Kollektiven.

Dieses Denken mit Leidenschaft fortzusetzen, ist Gegenstand wie nachdrückliche Aufforderung dieses Bandes. Im Namen des Beitragendenkollektivs gratuliere ich Klaus P. Hansen zum inspirierenden neuen Buch – und zum 80. Geburtstag!

Literatur

- Hansen/Marschelke: »Kollektivwissenschaft«, in: Oberreuter (Hg.): *Staatslexikon. Recht – Wirtschaft – Gesellschaft*, Bd. 3, 8. A., 2019, 915ff.
- Hansen: *Das Paradigma Kollektiv: Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen*, 2022.
- Hansen: »Versuch einer Systematisierung der Kollektivwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 1/1, 2015, 89ff.
- Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, 4. A., 2011.
- Hansen: *Kultur, Kollektiv, Nation*, 2009.
- Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, 3. A., 2003.
- Hansen: *Vermittlungsfiktion und Vermittlungsvorgang in den drei großen Erzählungen Herman Melvilles*, 1972.
- Marschelke: »Wider die Schizophrenie. Neue Perspektiven auf das ›alte‹ Problem des Nationalen in der Interkulturellen Kommunikation«, in: Moosmüller (Hg.): *Interkulturelle Kompetenz: kritische Perspektiven*, 2020, 203ff.
- Tenzer (geb. Haas): *Das interkulturelle Paradigma*, 2009.

Trouillot: »Adieu, Culture: A New Duty Arises«, in: ders.: *Global Transformations. Anthropology and the Modern World*, 2003, 97ff.